

Kurt Binneberg
Interpretationshilfen
Deutsche Lyrik
Von der Aufklärung
bis zur Klassik

Ernst Klett Verlag für Wissen und Bildung
Stuttgart · Dresden

2. Herrschaftskritik und soziale Anklage – Bürgers „Der Bauer“

*Realistische
Akzentsetzung bei
Voß und Bürger*

Daß das Landleben in seiner realen Gestalt keine friedliche Idylle ist, wußte natürlich auch Ludwig Höltz. Aber seine Lyrik beabsichtigt nicht, die wirklichen Naturzustände zu schildern, sondern sie verwandelt diese in ein poetisches Modell vom Glück des weltabgewandten Lebens im Geiste Rousseaus. Dies führt zu einer idealistischen Harmonisierung der Natur, die, wenn man Höltz's Gedichte mit realistischen Erwartungen liest, als Verfälschung der Wirklichkeit mißverstanden und in diesem Sinne kritisiert worden ist (vgl. Hansers Sozialgeschichte 3.2,

S. 598 ff.). Sehr zu Unrecht, wie aus den vorausgehenden Überlegungen hervorgeht. Hingegen setzen die Gedichte von Voß und Bürger über das Leben in der ländlichen Natur andere, realistischere Akzente. Zumal Voß gestaltet eine Welt, in der bäuerliches, häuslich-geselliges Leben mit vielen Details liebevoll dargestellt wird. Man hat seine Gedichte mit der realistischen Malerei der Niederländer verglichen. Bei ihm kommen vor allem die Vertreter des einfachen Volkes zu Wort, denen sich der Autor als Enkel eines Leibeigenen durch seine Herkunft zugehörig fühlt („Das Milchmädchen, Die Spinnerin, Die Kirschpflückerin, Die Kartoffelernte“ und viele ähnliche Titel). Für sie ist die Natur nicht Sinnbild des verlorenen Paradieses, sondern das Objekt segensreicher Arbeit, die trotz aller Mühen Zufriedenheit und Glück verschafft. So erweist sich Voß als der wirklichkeitsnahe, volksverbundene Stürmer und Dränger mit aufklärerischen Impulsen, als den besonders Heine ihn so überaus schätzt. Ein aggressiver, entschieden revolutionärer Ton, der vor allem auch die Dramen der Sturm-und-Drang-Zeit beherrscht, ist kennzeichnend für die Gedichte Bürgers, von denen das folgende als bedeutsames Beispiel der antifeudalistischen Lyrik gilt.

Der Bauer
An seinen durchlauchtigen Tyrannen ←

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
 Zerrollen mich dein Wagenrad,
 Zerschlagen darf dein Roß?

- Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch
 5 Dein Freund, dein Jagdhund, ungebleut
 Darf Klau' und Rachen haun?

Wer bist du, daß, durch Saat und Forst,
 Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
 Entatmet, wie das Wild? –

- 10 Die Saat, so deine Jagd zertritt,
 Was Roß und Hund und du verschlingst,
 Das Brot, du Fürst, ist mein.

- Du Fürst hast nicht, bei Egg' und Pflug,
 Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
 15 Mein, mein ist Fleiß und Brot! –

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
 Gott spendet Segen aus; du raubst!
 Du nicht von Gott, Tyrann!
 (Entst. 1773)

*Formale und
sprachliche
Besonderheiten*

Bürger macht sich hier in der Form eines ‚Rollengedichts‘ zum Sprecher der Bauern. Er schafft sich dazu eine Figur, die – anders als das lyrische Ich – die Aussagefunktionen übernimmt. ‚Rolle‘ bedeutet dabei zugleich, daß die Gedichtfigur nicht nur ihre subjektive Meinung ausdrückt, sondern stellvertretend für eine ganze Gruppe spricht. Der Bauer (nicht: *Ein* Bauer) tut das im vorliegenden Fall durch einen fiktiven Brief an seinen Landesfürsten. In der Adressatenformulierung „An seinen durchlauchtigen Tyrannen“ kommt bereits eine grobe Verhöhnung zum Ausdruck. Auf paradoxe Weise wird die ehrerbietige Hochachtung der Anrede („durchlauchtig“) durch den Vorwurf des despotischen Machtmißbrauchs („Tyrann“) sogleich wieder aufgehoben und in ihr Gegenteil verkehrt. Eine unerhörte Beleidigung stellt darüber hinaus natürlich die Du-Anrede des Fürsten durch den Bauern dar. Gerhard Kaiser beurteilt in seinen Interpretationsbemerkungen zu dem Gedicht die Briefform selbst schon als „satirisch“ (Gesch. d. dt. Lyrik 2, S. 411), denn der Bauer des 18. Jahrhunderts kann weder schreiben noch lesen.

Die Holprigkeit der Formulierungen ahmt dieses sprachliche Unvermögen bewußt nach – wie die Lyrik des Sturm und Drang, im Gegensatz zu Klopstock, überhaupt danach strebt, Stilebene und Verscharakter dem jeweils sprechenden Gedicht-Subjekt anzugleichen. Es liegt darin ein geradezu ‚naturalistischer‘ Zug dieser Dichtung. Entsprechendes zeigt sich in den Derbheiten der Wortwahl („ungebleut, haun, verschlingst“), in den Gewaltverben („zerrollen, zerschlagen“) und in den Verstößen gegen die syntaktische Kongruenz (z. B. verlangen die Verbformen in Vers 11, 12 u. 15 den Plural). Mit diesen Mitteln charakterisiert der Text den bäuerlich unbeholfenen Sprecher. Mit der dreizeiligen Strophe (Terzine) wählt Bürger überdies eine problematische Form, „die leicht unvollständig, oder unsymmetrisch klingt“ (Kayser, 1958, S. 42). Daß er sie zudem reimlos verwendet, obwohl er sonst meist gereimte Gedichte schreibt, verrät die Absicht, im vorliegenden Fall ein möglichst kunstlos wirkendes Gebilde zu schaffen, das der Thematik korrespondiert.

Das gesamte Gedicht gliedert sich in drei Teile, die eine zunehmende Steigerung aufweisen. Die Strophen 1–3 treten schon äußerlich durch die Form der rhetorischen Frage und den identischen Strophenbeginn enger zusammen. Wut und Empörung drücken sich in dem dreimaligen „Wer bist du“ aus, aber auch Verachtung; denn in der Frage schwingt hintergründig bereits die abfällige Antwort mit, die dem Leser suggeriert werden soll.

*Sozialkritische
Thematik*

Die drastischen Bilder, mit denen Bürger die Bedrohungen des Bauern veranschaulicht (Roß und Wagen, Hund und Jagd),

enthalten gewalttätige Bewegungsvorstellungen, die ihn tatsächlich wie einen Gejagten erscheinen lassen. Stets muß er auf dem Sprung sein, um sich vor den willkürlichen Mißhandlungen in Sicherheit zu bringen. „Ohne Scheu“ und „ungebleut“ dürfen seine Peiniger ihn demütigen, weil niemand sie zur Rechenschaft ziehen wird. Der Bauer lebt in einem wehr- und rechtlosen Zustand, wie es die in Preußen noch bis 1816 geltende Leibeigenschaft festschreibt. Der Landesherr verfügt über den Grundbesitz mitsamt den dazugehörigen Bauern und Tagelöhnern, und er ist auch ihr Gerichtsherr. Es sei daran erinnert, daß sie und ihre Angehörigen keine Ehe schließen, kein Handwerk erlernen, den Grundbesitz nicht verlassen durften ohne Einwilligung des Grundherrn. So mancher nahm sich auch das Recht, wahllos über Leben und Tod der Bauern zu befinden und kaufte bzw. verkaufte sie wie das Vieh (vgl. Bruford, 1975, S. 106–123).

In der 3. Strophe wird das Jagdprivileg des Hofes angesprochen, das den Bauern verpflichtet, als Treiber beim Hauptspaß des Adels, der Parforcejagd, zu dienen (vgl. das motivverwandte Gedicht „Die Parforcejagd“, 1771, von L. F. Goeckingk). In kunstvoller Parallelisierung identifiziert sich der von den Jägern getriebene Treiber mit dem zu Tode gehetzten Wild. Der Gedankenstrich am Ende der Strophe spiegelt gleichsam die Atemlosigkeit der Opfer; er kündigt aber auch einen Einschnitt im Textverlauf an.

Im zweiten Teil des Gedichts ändert sich der Sprachgestus vom Klage-ton der rhetorischen Fragen zu den selbstbewußten Anklagen. Die 4. Strophe nimmt die Tier-Anspielungen der vorhergehenden Strophen auf. Pferd und Hund gehören zur Jagd, die wie ein gleichnishaftes Bild alle Vorgänge zusammenfaßt. Bezeichnenderweise ist es der Jagdhund, der als *Freund* des Fürsten gilt. Entsprechend weist der Bauer, der sich zuvor selbst wie ein gejagtes Tier vorkommt, dem Fürsten einen Platz unter den jagenden Tieren zu, und zwar den letzten in der Reihe („Roß und Hund und du“). Durch das pejorativ benutzte Verb „verschlingen“ wird die verächtliche Gleichsetzung noch verstärkt. Der Bauer stellt nun überdies die in seiner Perspektive verdrehten Besitzverhältnisse richtig: „Die Saat [...] das Brot [...] ist mein.“ Damit bezichtigt er den Fürsten des Diebstahls. In der 5. Strophe fügt er dem noch den Vorwurf der Müßiggängerei hinzu. Auch begründet er hier den Anspruch auf sein Eigentum damit, daß er es als Resultat seiner Arbeit bezeichnet. Assoziativ erinnert das Gedicht damit an die verbreitete Volksweisheit: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

Die Schlußstrophe faßt dann die Einzelaussagen in einem vernichtenden Gesamturteil zusammen. Die Attacke des Bauern richtet sich gegen den Anspruch der Fürsten auf ihre Amtseinset-

*Historische Rolle
des Fürsten*

zung durch Gott. Im absolutistischen System (zwischen 1646–1806) versteht sich der vollkommen autonome Herrscher, sei es der König oder der Landesfürst, der keiner staatlichen Instanz Rechenschaft schuldet, als Stellvertreter Gottes auf Erden (Gottesgnadentum). Mit dieser religiösen Legitimation kann er von seinen Untertanen bedingungslosen Gehorsam verlangen, ist aber andererseits verpflichtet, für ihr Wohlergehen zu sorgen. Indem der Bauer nun das Verhalten des Fürsten mit seinem göttlichen Anspruch konfrontiert, spitzt er die Anklage aufs schärfste zu. Bereits in der Form verraten sich die immanenten Widersprüche. Der 2. und 3. Vers jeder Strophe ist vierhebig bzw. dreihebig jambisch gebaut. Bis auf Ausnahmen folgt der Rhythmus dem metrischen Schema. In den beiden Schlußzeilen gerät aber die Versordnung ebenso durcheinander, wie die vom Bauern angeklagte Herrschaftsordnung in ein Mißverhältnis geraten ist. Wir müssen diese Verse mit gegenmetrischen Betonungen lesen:

\acute{x} x x \acute{x} x x \acute{x} \acute{x}
 Gott spendet Segen aus; du raubst!

\acute{x} \acute{x} x \acute{x} x \acute{x}
 Du nicht von Gott, Tyrann!

Dieser Gedichtschluß beschuldigt den Landesherrn nicht nur des gewaltsamen Diebstahls („du raubst“) und der Stiftung von Unsegen. Er suggeriert zudem die Vorstellung, daß der Fürst gar nicht zu den Geschöpfen Gottes zählt: „Du nicht von Gott.“ Damit wird er insgeheim dem Herrschaftsbereich des Bösen zugeordnet.

Lyrik als Herrschaftskritik

Die aggressive Gewaltsprache des Gedichts und seine agitatorische Schärfe bezeugen einen neuen Ton, der mit dem Sturm und Drang und seinen politischen Gedichten für kurze Zeit in die deutsche Lyrik einzieht. Mit leidenschaftlichem Pathos formuliert Bürger seine Herrschaftskritik, gemäß einem programmatischen Vierzeiler, in dem er die Dialektik von Unterdrückung und Unterwerfung prägnant ausspricht:

Mittel gegen den Hochmut der Großen

Viel Klagen hör ich oft erheben
 Vom Hochmut, den der Große übt.
 Der Großen Hochmut wird sich geben,
 Wenn unsre Kriecherei sich gibt.

(Conrady, S. 225)

Die Dichtung dieser Zeit dient jetzt nicht mehr bloß als Instrument der bürgerlichen Aufklärung, obwohl deren Ethos in ihr nachwirkt, sondern sie wird als Waffe im Kampf der Schwachen gegen die Willkürherrschaft eingesetzt. Sie soll den Leser nicht mehr belehren, sie soll ihn mit ihrer attackierenden Rhetorik aktivieren und zur Parteinahme bewegen. „Die Stürmer und Dränger“, so sieht es Gerhard Kaiser, „tragen eine geheime Sehnsucht zum Handeln und Tun, zur Umwälzung der Welt in sich, die sie im Schreiben nicht erfüllen können“ (Gesch. d. dt. Literatur, S. 192).